

Unverkäufliche Leseprobe



Klaus Brinkbäumer
Zeit der Abschiede

Sieben Jahre des Loslassens und Wiederfindens

2025. 208 S.

ISBN 978-3-406-83000-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/37976534>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

KLAUS
BRINKBÄUMER

**ZEIT DER
ABSCHIEDE**

KLAUS
BRINKBÄUMER

**ZEIT DER
ABSCHIEDE**

Sieben Jahre des Loslassens
und Wiederfindens

C.H.BECK

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Ferry trip, New York.

© plainpicture | Reilika Landen

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83000 6



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Für meine Eltern.

Und für Jutta, Samiha, Cora und Alexej.

Inhalt

I. Der Himmel über New York	11
II. Die Zeit, die bleibt	163
Dank	203
Editorische Notiz	204
Referenzen	205

I didn't waste my time on things I didn't love.

Patti Smith

I woke up this morning to an empty sky.

Bruce Springsteen

I.

Der Himmel über New York

Warum hat mich mein Vater nicht angerufen, in diesem einen Augenblick, der wichtiger war als alle anderen Augenblicke? Wollte er diesen letzten Montag für sich haben? Diese Stunden, den letzten Nachmittag, den Abschied, diesen letzten Moment?

Wollte er mir zeigen, wer die Kontrolle hatte, immer noch, wer die Macht hatte, wenn es galt?

Dabei hatte ich ihn darum gebeten, am Freitag noch, 48 Stunden zuvor: Bitte sag mir Bescheid, wenn es irgendwelche Nachrichten gibt, ich komme so schnell wie möglich. Ein kurzer Anruf, 30 Sekunden nur, mehr hätte es nicht gebraucht. Ich war drei, vier Stunden entfernt in Hamburg, wäre also um 15 oder 16 Uhr in Hiltrup gewesen, rechtzeitig, wenn man das so sagen kann, ich hätte ihre Hand halten können.

Aber er rief mich nicht an.

Und wir fuhren zurück nach Leipzig, wo wir lebten, und nicht nach Hiltrup, wo die Eltern lebten.

Meine Mutter Anne Brinkbäumer, am 3. September 1939 geboren, starb am 3. Oktober 2022 in Hiltrup bei Münster. Es war 18.10 Uhr, und ich war nicht dort, obwohl ich hatte dort sein wollen.

Ich hätte dort sein können.

Mein Vater, der um 12 Uhr mittags von der Pflegerin erreicht worden war und dem gesagt worden war, dass es schlecht stehe, rief nicht an.

«Ich habe dich doch am Abend angerufen, als die Mami gegangen ist.»

Das sagt der Vater gekränkt und versteht nicht, was ich ihm sagen will: Warum hast du mich nicht sofort benachrichtigt?

«Aber ich bin doch zur Mama gefahren, habe doch bei ihr gegessen, habe doch ihre Hand gehalten. Der Pastor war auch da, hat gefragt, ob er sie segnen dürfe, dann saßen wir zu zweit bei ihr, und ich habe doch gesungen und gesummt, und sie war ganz still. Dann hat sie zweimal gestöhnt, heftig ausgeatmet, und so ist sie gegangen.»

Niemand kann besser aneinander vorbeireden als Väter und Söhne.

Die Wochen danach rauschten dahin. Ich verbrachte Tage mit Alexej, meinem Sohn, der toben will, rennen, klettern, der Nein zu sagen gelernt hat und wochenlang nichts als immer nur Nein sagt.

Wir verfassten die Todesanzeige, schrieben oben rechts: «Die Vernunft sagt: Der Tod ist Teil des Lebens und manchmal kommt er sogar als Erlösung.» Wir blätterten durch einen Katalog und wählten die bläulich silbrige Urne aus, sagten: «Die würde sie mögen», aber wer mag schon die eigene Urne?

In der Kirche, in der ich als Grundschüler Messdiener ge-

wesen war, sangen und beteten wir, es war ein Donnerstag, 11 Uhr, drei Wochen nach ihrem Tod. Ich staunte, weil die Marienkirche verändert war, der Altar näher an uns herangerückt, der einstmals riesige Innenraum künstlich verengt. Mein letzter Besuch in dieser Kirche lag über 40 Jahre zurück, damals war ich vom österlichen Weihrauch ohnmächtig geworden und auf der harten Kirchenbank liegend wieder aufgewacht. Es war ein Abschied gewesen: vom römisch-katholischen Universum meiner Kindheit.

Auf dem Friedhof, am Grab, konnte ich nicht hinabsehen. Ich schaufelte etwas Erde hinein, ließ weiße Blütenblätter fallen, hielt meine Tochter, meine Ehefrau, meine Schwester, meinen Vater und wurde gehalten, und niemand hier oben war allein.

Trauer nimmt die Trauernden gefangen und verunsichert die Nichttrauernden, weshalb sie aus deren Sicht gezähmt und überwunden werden sollte. Trauernde können seltsame Vereinigungen formen, es ist «etwas Beklemmendes um den Totenkult von anderen», wie Elias Canetti schreibt. Wir fuhren zu dem Café an der Westfalenstraße, die von Hiltrup geradewegs nach Münster führt. «In die Stadt» sagten wir damals, als ich ein Hiltruper Kind und Münster die ferne, mondäne Welt und meine Mutter eine junge Frau war. Wir aßen Suppe, aßen Pflaumen- und Apfelkuchen, und ich redete erstmals seit Jahren mit meinem Onkel, ihrem Bruder, dann setzte ich mich zu meinen Cousins und Cousinen, die mir fehlen und von denen ich wenig hören werde bis zur nächsten Beerdigung.

Und während all dieser Wochen war ich wütend auf meinen Vater, gekränkt.

Ich sagte es ihm: Wie konntest du nur.

Und er sagte mir: «Ich war doch bei ihr.»

Traurig blickte er mich an.

Ich dachte daran, dass Telefonieren bei uns immer ein Thema gewesen war. Früher, wenn meine Schwester Jutta stundenlang mit ihrer besten Freundin Katrin telefonierte, die 200 Meter entfernt wohnte, oder wenn ich stundenlang mit Christiane oder mit Stefan über Christiane reden musste – dann verschwendeten wir telefonierend das Geld des Vaters, so sah er es. Später dann, als Jutta und ich in Frankreich und den USA lebten, waren die Telefongespräche kurz, weil der Vater sparen wollte. Er rief so gut wie nie an. Meine Mutter rief ihre Kinder an, die Kinder riefen ihre Eltern an, der Vater kam manchmal dazu und rief seiner Ehefrau manchmal «grüß' schön» aus dem Wohnzimmer zu.

Es dauerte mehrere Wochen, bis ich mich in jenen Sonntag aus seiner Perspektive hineindenken konnte. Der Anruf aus dem Heim. Der Vater steht im Flur, den alten Hörer am Ohr, und der Vater ist so wackelig auf den Beinen, aber er muss sich jetzt schnell anziehen, wie kommt er bloß schnell genug zu seiner Frau, wird er zu spät sein, und was nimmt sie wahr, weiß sie, dass sie heute sterben wird? Ist es möglich, dass mein Vater in diesen Minuten gar nicht daran gedacht hat, mich anzurufen, nicht jetzt, nicht sofort?

Es dauerte deshalb lange, viel zu lange, bis ich verstand, was ich da eigentlich tat: Ich lenkte mich mit meinen Vor-

würfen ab, schon wieder. Ich belog mich, auch das: Ich hätte seinen Anruf ja durchaus offensiver einfordern können, ich hätte auch ohne diesen Anruf nach Münster fahren können, ich wusste, dass es ihr nicht gut ging.

So aber war das, wenn ich trauerte: Ich trauerte nur ein bisschen, nicht ganz und gar.

Ich betrachtete, bedachte und verlängerte stattdessen den Konflikt mit meinem Vater – statt mich auf das Eigentliche einzulassen.

Denn wenn unsere Mutter stirbt, was zählt dann, worum geht es dann?

Nur um sie. Um ihr Leben. Um das Ende ihres Lebens.

Es geht nur um die Trauer um unsere Mutter.

Es ist ein eisig windiger Winterabend in New York, als ich verstehe, wo meine Gedanken in all diesen Wochen waren, es ist der Moment, als ich in der 23. Straße in Richtung Westen zum Stehen komme, vom Rad steige und mich nicht mehr bewegen kann. Mich nicht mehr bewegen will. Es gibt im Leben ja manchmal diese Momente des plötzlichen Begreifens, in denen ein Weitermachen unmöglich wird, weil es jetzt Dringlicheres gibt. Sekunden stiller Eindeutigkeit: Darum bin ich hier, darum geht es.

Meine Mutter ist tot.

Die Ehefrau meines Vaters ist tot.

Wir trauern beide.

Wir trauern nicht gegeneinander.

Unsere Familie existiert nicht mehr, nicht mehr so, wie sie immer war: Mutter, Vater, Jutta, ich. Ob ich dabei war, als sie starb, ist nicht wichtig, denn sie war nicht allein – das ist wichtig.

Und ich hatte ein paar Tage zuvor Abschied von meiner Mutter genommen – auch das ist wichtig.

Und nun bin ich hier, um all die schmerzhaften Gedanken zuzulassen, um Zeit zu haben für diesen Abschied. Ich bin im fünften Jahr der Abschiede, sieben Jahre werden es am Ende sein. Es ist der 26. November 2022, 15.45 Uhr.

Heute Mittag bin ich gelandet, ich hatte Samiha, meiner Ehefrau, gesagt, dass ich Sehnsucht nach New York habe, hinfliegen und dort sein will, einfach weil ein Sehnsuchtsort hin und wieder aufgesucht werden muss. Mit Trauer, mit Abschied hatte ich diesen Wunsch vor der Reise nicht in Verbindung gebracht. New York war ein Lebensort für mich, kein Trauerort, ein Glücksort zweifellos.

Meine Definition von Glück hat sich über die Jahre verändert. Glück war einstmals: erwiderte Liebe, ein vom seitlichen Wind gefülltes Segel, Reisen, ein Morgen in New York oder der Aufstieg des FC St. Pauli. Glück ist heute: wenn die, die ich liebe, am Leben sind. Die in unserem Leben am meisten unerwiderte Liebe sei die Liebe zu unseren Gestorbenen, hat Olga Martynova geschrieben.

Manche Tage nach dem Tod meiner Mutter verbrachte ich bei meiner Arbeit in einem Geflecht aus Sendern, das die heftigste Krise seiner Geschichte erlebte, sich reformieren wollte

und darum immer neue Arbeitsgruppen erfand, als deren Erfolg irgendwann, wenn alle heute Beteiligten tot sein werden, die Abschaffung ebendieser Arbeitsgruppen gelten wird. Kafka kannte die Arbeitsgemeinschaft öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten.

Andere Tage verbrachte ich in Hilstrup bei meinem Vater. Das Zimmer meiner Mutter im Heim musste ich ausräumen, ihre Cremes, ihre Pullover, die geliebten Kaschmir-Schals, die Fotos ihrer Enkel, am Ende kaum noch betrachtet, denn wenn meine Mutter die Augen öffnete, war das, was sie sah, die Zimmerdecke.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de